





Luchse

Ein Portrait
von
Bernhard Malkmus

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN № 85
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

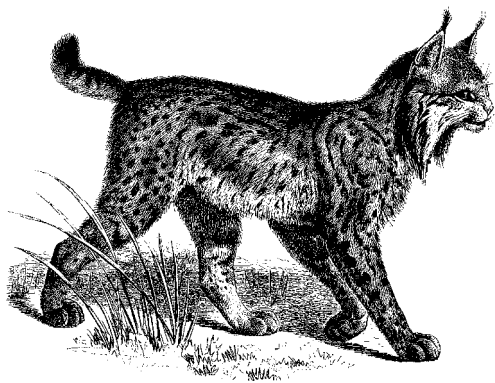
Inhalt

Durch die Augen des Luchses **7** Unter den Blicken
des Luchses **21** Urszene der Moderne, oder
Die künstlichen Luchsaugen des Galileo Galilei **49**
Widersprüche der Moderne, oder Der Luchsblick des
Francisco de Goya **61** Mit dem Anderen leben, oder
Die Zwillinge des Claude Lévi-Strauss **73**
Mit dem Wilden leben, oder Das Verdrängte der Moderne **85**
»Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt« **111**

Portraits

›Urluchs‹ **124** Eurasischer Luchs **126**
Rotluchs **128** Pardelluchs **130** Kanadischer Luchs **132**
Luchsverwechslungen:
Karakal **134** Leopard **136**

Literaturverzeichnis **138** Anmerkungen **141**
Abbildungsverzeichnis **142**



Durch die Augen des Luchses

Die Landschaften meiner Kindheit habe ich mit Luchsaugen gesehen. Mit den Augen eines Iberischen Luchses, um genau zu sein. Durch die Serra da Malcata im Nordosten Portugals streifte damals wahrscheinlich keine der anmutigen Raubkatzen mehr. Doch der in den hellen Partien durchsichtige Aufkleber, an den ich bei jeder Autofahrt meine Nase drückte, ließ mich fest an ihre Anwesenheit glauben. »Lasst uns den Luchs retten – und die Malcata-Berge«, stand dort in erdbraunen Lettern im unteren Fenstereck. So wurde mein Blick auf unsere portugiesische Heimat durch zwei Luchsaugen aus Plastikfolie geschärft, mit denen ich Korkeichenwälder, von Macchia überwucherte Serras und atlantische Steilküsten erforschte. Meine Schwester, zwei Jahre jünger, saß derweil im Kindersitz und spähte durch den Aufkleber auf der Beifahrerseite: eine bewimpelte Burgsilhouette, die unseren zitronengelben Passat unter den Schutz einer Versicherungsgesellschaft in Oberfranken stellte. Das lag irgendwo in Deutschland, das uns damals weit weg schien und wo es angeblich schon lange keine Luchse mehr gab.

Wir lebten in Estoril außerhalb von Lissabon. Vom Flachdach unseres Hauses konnten wir sehen, wie sich das Süßwasser des Tejos in die Meeresbrandung des Atlantiks mischte. Die Wellen mussten aus unermesslicher Ferne Anlauf genommen

SALVEMOS O LINCE E A SERRA DA MALCATA



CAMPANHA NACIONAL

A CELULOSE DESTRÓI UMA RIQUEZA NACIONAL
UMA ESPÉCIE AMEAÇADA • UMA SERRA EM PERIGO
UM PAÍS MAIS POBRE

• INFORMA-TE E COLABORA •

LIGA PORTUGUESA PARA A PROTECÇÃO DA NATUREZA • FACULDADE DE CIÊNCIAS • LISBOA
SERVIÇO NACIONAL DE PARQUES, RESERVAS E PATRIMÓNIO PAISAGÍSTICO • RUA DA LAPA, 73 • 1050 LISBOA
DIRECÇÃO-GERAL DE ORDENAMENTO E GESTÃO FLORESTAL (SERVIÇO DE CAÇA) • AV. JOÃO CRISÓSTOMO, 26 • 1000 LISBOA

Die nationale Kampagne zum Schutz des Pardelluchses in seinen letzten Rückzugsgebieten in den 1970er Jahren konnte seine Ausrottung in Portugal nicht verhindern.

haben, bevor sie sich vor unseren Füßen brachen, so hoch türmten sie sich auf – von den Küsten Brasiliens aus vielleicht oder noch viel weiter weg. Nördlich lagen die Sintra-Berge mit ihrem Maurenschloss, dem Märchenpark Monserrate und dem verwunschenen Kloster Convento dos Capuchos, dessen Decken und Wände ganz mit der Rinde der hier heimischen Korkeichen ausgekleidet sind – eine Landschaft, durch die sich heute endlose Blechkarawanen des globalisierten Fernwehs wälzen. Dahinter musste es liegen, das Luchsland, an dessen Existenz zu zweifeln wir Kinder nicht den geringsten Anlass hatten. Irgendwo hinter Fátima vielleicht, dem Marienpilgerort; oder jenseits von Coimbra am Mondego, wo ich zum ersten Mal auf dem Sattel eines Fahrrads sitzen durfte; und wenn auch da nicht, dann ganz sicher in den Serras im Norden, am mächtigen Douro-Strom oder in der Provinz Trás-os-Montes, zu Deutsch: Jenseits der Berge.

Es war eine seltsam zerdehnte und zugleich von Beschleunigung zerrissene Übergangszeit in Portugal, kurz nach der Nelkenrevolution 1974 und noch vor dem Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft 1986. Ein Land des Nichtmehr und des Nochnicht, bewohnt von Menschen, die sich nach einem halben Jahrtausend kolonialer Weltreichs-Fantasien und einem halben Jahrhundert diktatorischer Autarkie-Fantasien unter António de Oliveira Salazar erst wieder darüber verständigen mussten, auf welchem Kontinent sie sich eigentlich befanden; eine Gesellschaft, die erst langsam wieder zu atmen begann und in deren Hauptstadt die eitrigen Wunden der Kolonialkriege schwärzten. In der Lissaboner Vorstadtbahn, schlicht ›A Linha‹ genannt, streckten uns geflüchtete Kinder aus den ehe-

maligen Kolonialgebieten flehend ihre von Minen verstümmelten Arme entgegen; Angolaner, denen die Beine amputiert worden waren, hievten sich auf Krücken durch die hölzernen Sitzreihen und boten Lose zum Verkauf an. Die Busfahrt vom Stadtzentrum zur Deutschen Schule im Norden der Stadt führte durch die damals größte Favela Europas, in der vorwiegend Flüchtlinge aus dem früheren Kolonialgebiet Osttimor lebten, das von indonesischen Truppen überrannt worden war. Die brutalen Brüche des 20. Jahrhunderts waren in Lissabon überall spürbar. Hier befand sich alles im Umbruch, nichts würde so bleiben, wie wir es kannten.

Das Land jenseits der Hauptstadt aber atmete einen ganz anderen Rhythmus. Hier schien sich seit Urzeiten nichts verändert zu haben; und nichts deutete darauf hin, dass sich je etwas verändern würde. In meiner Erinnerung ist es ein blühendes, wild wucherndes, pulsierendes Land voller Abenteuer – und ohne Momos graue Herren. Abseits der land- und forstwirtschaftlichen Monokulturen, mit denen Salazar Portugals wirtschaftliche Unabhängigkeit um jeden Preis sichern wollte, lag eine Welt von sagenhafter Artenvielfalt. Noch waren nicht alle Flüsse nach seinen Plänen kanalisiert und aufgestaut, noch war nicht jeder Quadratzentimeter einem zweckrationalen Kalkül unterworfen worden (das schaffte erst die EG) – und noch gehörten Esel zu den alltäglichen Begegnungen auf dem Land. Wenn ich heute irgendwo ihr herzerreißendes Schluchzen höre, werde ich in Sekundenbruchteilen zurückversetzt in diese Zeit, die meine Erinnerung sicherlich verklärt.

Hier schickten wir unsere Tagträume wie Schiffchen aus Kiefernrinde durch den Wasserhahnenfuß, der die klaren Flüsse

bedeckte. Das strahlende Weiß seiner Blüten knüpfte Teppiche übers Wasser, in die Erlen- und Weidenschatten ihre Muster flochten. Einen Fransenfinger – die flinkste aller Eidechsen, die sich selbst auf Dünensand ungeheuer schnell bewegt – mit bloßen Händen zu fangen, war das größte Glück. Doch auch unmittelbar am Rand der großen Stadt wob sich die Eigenzeit der Natur in unser Leben: der Blütenrausch der Bougainvilleen und Rhododendronbüsche; die tapsig-anmutigen Geckos, die mit ihren Lamellenfingern an der Hauswand herumkletterten und manchmal, mit großen Rätselaugen umherblickend, an den Wänden des Kinderzimmers klebten; oder das Chamäleon, das eines Tages unverhofft in unserem Nêspira-Baum saß, sich in Zeitlupe mit seinen zierlich-kräftigen Greiffüßen durch die Äste bewegte und gelegentlich blitzschnell seine Zunge ausschleuderte. Durch den Garten unseres Vorstadthauses verliefen in meinen Träumen viele Wildwechsel, und wäre dort eines Tages ein Luchs aus Fleisch und Blut aufgetaucht, hätte es mich nicht weiter überrascht.

Vierzig Jahre später ist diese Eigenzeit der Natur auch in Portugal ausgedünnt. Ich sitze am Guadiana mit Blick auf das weißgetünchte Städtchen Mértola, das sich hinter einer zinnenbewehrten Stadtmauer an die hoch aufragenden Uferfelsen schmiegt. Der Abend legt bereits lange Schatten über das Gassengewirr. In den schütterten Eichenwäldern in meinem Rücken höre ich einen Wiedehopf sein *Upupup* rufen. Schlangeadler und Schmutzgeier haben im Laufe des Tages über mir ihre Kreise gezogen, und am frühen Morgen hatte ich Großtrappen in ihrem westlich von hier gelegenen Brutgebiet bei der Balz beobachten können. Und doch ist nicht zu übersehen,

dass auch am westlichen Rande des Kontinents der gigantische Infrastrukturausbau und die aberwitzige EU-Subventionspolitik für die Landwirtschaft überall tiefe Narben hinterlassen haben. Viele Hotspots der Artenvielfalt, besonders an den Küsten, sind überdies durch den Tourismus verwüstet, mit dem sich der globale Norden einen Platz an der Sonne erstreiten will.

Es ist Nacht geworden. Auf dem Weg am Fluss entlang zur Pension fällt mir auf, wie wenige Insekten unterwegs sind. In meiner Erinnerung werden Bilder wach an das irre Insektengestöber unter Straßenlaternen in portugiesischen Provinzstädten während unserer Kindheit – Bilder Tausender und Abertausender Insektenkörper, die sich in mattgelben Lichtkegeln am Boden winden. Für uns war dieser Todeskampf ein Beweis dafür, dass Leben Überfülle ist – und ein Versprechen, dass Leben immer Überfülle sein wird. Vierzig Jahre später zähle ich ganze zwei Käfer und drei Fliegen auf der LED-ausgeleuchteten Hauswand der alten Quinta, die mir nun als Herberge dient.

Doch ich bin nicht in Mértola, um Vögel zu beobachten oder Insekten zu zählen, ich möchte vielmehr dem Phantom meiner Kindheit auf die Spur kommen: dem Iberischen Luchs, auch Pardelluchs genannt. Hier im Tal des Guadiana und dem umliegenden Parque Natural do Vale do Guadiana, im Süden des Landes und unweit der Grenze mit Andalusien, wurden vor wenigen Jahren Tiere aus einer Aufzuchtstation freigelassen. Sie sollen den Grundstock einer stabilen, genetisch vielfältigen Population bilden. Am nächsten Tag verliere ich mich in den Gassen Mértolas und finde endlich in einem der eng aneinandergeschmiegtten weißgekalkten und in der Mittagshitze dösenden Steinhäuser die Ausstellung, nach der ich suche. Hier will



1914, als diese Abbildung des *Lynx pardellus* aus *Fauna ibérica*: mamíferos entstand, gab es schätzungsweise noch 100 000 Tiere. Um die Jahrtausendwende war die Art vom Aussterben bedroht, mittlerweile leben wieder gut tausend Tiere in freier Wildbahn.

ich Neues über die Evolution und Verhaltensbiologie des Pardelluchses erfahren, über seine Rolle in der Kulturgeschichte und seine fast vollständige Ausrottung.

Zur Jahrtausendwende überlebten in freier Wildbahn weniger als 100 Tiere in zwei isolierten andalusischen Habitaten: in der Doñana am Mündungsdelta des Guadalquivir und in der Sierra de Andújar. Der *lince ibérico* ist die gefährdetste Säugetierart Europas und eine der seltensten Katzenarten der Welt. Auch wenn sich die Gesamtpopulation in den letzten zwanzig

Jahren leicht erholt hat, bleibt diese Art vom Aussterben bedroht. Mit der Wiederansiedlung am Guadiana verbindet sich die Hoffnung, dass die Jungtiere Korridore zu den andalusischen Habitaten erschließen werden. Durch diesen Kontakt könnte sich die Art insgesamt genetisch diversifizieren und neue, zwischen den bislang noch getrennten Populationen liegende Gebiete besiedeln. Die Ausstellung bettet die Wiederansiedlung des Luchses in ein öffentliches Gespräch über die Bedeutung von Heimat in Zeiten grassierender Landflucht ein. Welche Rolle spielen die Integrität lokaler Ökosysteme und das Zusammenleben des Menschen mit bestimmten Tier- und Pflanzenarten für die Ausprägung einer regionalen Identität?, lautet eine der wichtigsten Fragen. Die Lehrkräfte der Grundschulen in Mértola scheinen jedenfalls schon überzeugt zu sein, dass der Luchs aus den Biozönosen des Guadiana-Tals nicht mehr wegzudenken ist: Aus allen Ecken der Ausstellungsräume blicken mich gebastelte Pappmaché-Luchse an.

Auf meine Begeisterung über die Auswilderungskampagne reagiert Carlos Carrapato, Biologe des Parque Natural do Vale do Guadiana, verhalten. »Calma, calma«, nur mit der Ruhe, für Optimismus sei es noch zu früh. Auch wenn die Zahlen der ersten Jahre positiv ausfielen, bleiben die Gefahren für den Luchs weiterhin groß: Jagd und Wilderei, der Autoverkehr, die mangelnde genetische Vielfalt und Virusinfektionen. Sobald er merkt, wie sehr mich die ausgestellten *oral history*-Dokumente interessieren, in denen Menschen aus ehemaligen Luchsgebieten über ihre Erlebnisse mit der zurückgezogen lebenden Katze berichten, greift er zum Telefonhörer. Er stellt mich nach Lissabon durch, zu seiner Kollegin Margarida Lopes-Fernandes,

einer Anthropologin, die sich wissenschaftlich mit kulturellen Einstellungen gegenüber Großen Beutegreifern beschäftigt. Sie berichtet von ihren Feldforschungen unter Menschen in den portugiesischen Serras, bei denen oft noch Erinnerungen an Begegnungen mit Luchsen lebendig sind, und erzählt bereitwillig Geschichten über Faszination und Aberglaube. Und sie ist optimistisch, dass ein Zusammenleben mit dem Pardelluchs gelingen wird. Der Schlüssel dafür sei aber, die lokale Bevölkerung zu gewinnen und in die Arbeit an Wiederansiedlungsprojekten mit einzubinden. Beim Abschied drückt mir Carlos Carrapato noch einen Zettel in die Hand. Darauf sind zwei Stellen eingezeichnet, an denen man jetzt im späten März, gegen Ende der Paarungszeit, mit viel Glück Luchse beobachten könne. »Boa sorte!«

Es ist Luchszeit: Eine Nachtigall schlägt unten am Guadiana und das letzte Sonnenlicht verglüht am Firmament. Ich folge einer der beiden Spuren auf Carlos' Zettel. Entlang der Straße mache ich immer wieder Halt; auch dort könnte ein Pardelluchs streifen, weil sich an den Weidezäunen gerne Wildkaninchen (*Oryctolagus cuniculus*) tummeln, seine Leibspeise. Und tatsächlich stoße ich immer wieder auf den einen oder anderen Nager, nicht aber auf seinen Fressfeind. Anfang des 20. Jahrhunderts galt der Iberische Luchs noch als Kulturfolger – als Tier, das von Veränderungen der Landschaft durch den Menschen profitiert. Die halboffenen, savannenartigen und extensiv genutzten Weidelandschaften ließen die Kaninchenpopulationen anwachsen und ermöglichten es den Luchsen, sich weiter auszubreiten. Als Menschen immer systematischer auf



Felis pardina (Leopardenkatze) war der ursprüngliche wissenschaftliche Name, den Coenraad Jacob Temminck 1827 dem Iberischen Luchs verlieh. In dieser Abbildung von 1883 lauert er in einem recht englisch anmutenden Biotop zwei Kaninchen auf.

den vermeintlichen Schafsfeind Jagd machten, während der mediterrane Buschwald zurückgedrängt und die Landschaft durch Verkehr und Zersiedlung fragmentiert wurde, begannen die Bestände einzubrechen.

In den frühen 1950er Jahren wurden auf einem südfranzösischen Gut im Labor gezüchtete Myxomatoseviren eingesetzt, um einer Kaninchenplage Herr zu werden – eine Methode, die man bereits in Australien erprobt hatte. Der Dschinn war aus der Flasche: Der Erreger setzte über die Pyrenäen, verbreitete sich nach und nach auf der gesamten Iberischen Halbinsel und raffte die Wildkaninchen dahin. Ihrer Hauptnahrungsquelle beraubt, konnten die Pardelluchse sich in vielen Regionen nicht halten und galten zur Jahrtausendwende als akut »vom Aussterben bedroht«, die dunkelroteste Kategorie auf der Roten Liste der International Union for Conservation of Nature (IUCN). (Australische Kaninchen haben mittlerweile übrigens eine weitgehende Resistenz gegen das Myxomatosevirus entwickelt und werden jetzt mit dem Calicivirus bekämpft, das zur sogenannten Chinaseuche geführt hat. Die Sterblichkeitsrate liegt bei nahezu 100 Prozent. In Mitteleuropa hat sich das Virus schon festgesetzt.)

Es ist schon recht dunkel, als ich den Wagen in der Nähe von terrasierten Olivenhainen parke, die sich über einen weitgestreckten Hügelrücken hinziehen und dann in ein Tal mit verwilderter Hartlaubvegetation abfallen: Steineichen, verkrüppelte See-Kiefern, darunter dicke Polster aus Rosmarin und Lavendel. Am sternenklaren Himmel geht im Osten ein fast voller Mond auf. Jetzt gilt es, einen geschützten Ausguck zu finden, die Ohren aufzustellen und den Blick zu schärfen! Auf

dem Schotterweg fällt mir etwas zunächst Unscheinbares auf, ich kauere mich hin und erkenne im Schein der Taschenlampe eine Losung aus mehreren zylinderförmigen Teilen, die, locker zu einer Wurst aneinandergereiht, in einen Zipfel aus gewölleartigen Fellresten übergehen: Luchskot, eine erste Spur. Der Eurasische Luchs verscharrt seinen Kot häufig, der Iberische Luchs nur, wenn die Erde nicht trockenhart ist.

Ich habe Lunte gerochen. Entlang einer Felsenrippe pirsche ich mich einen Hügel hinauf, von dem aus ich die Olivenhaine und das Macchiatal überblicken kann. Lautlos ducke ich mich unter eine junge Steineiche. Vom Klang der Grillen und Zikaden umgeben und in den Duft von Thymian und Zistrosen getaucht, bleiben meine Sinne geschärft, und ich beginne, die Landschaft aus ihrer Topografie heraus zu begreifen. Nach einer Stunde brauche ich einen Stellungswechsel und stoße beim Aufstehen mit dem Fuß an etwas eigentümlich Unförmiges und Leichtes. Im Flackern der Lampe springt mich das vollständige Gerippe eines Kaninchens an, das vor nicht allzu langer Zeit ein Luchs gefressen haben muss.

Auf der Suche nach einem besseren Beobachtungspunkt taste ich mich langsam in der Dunkelheit voran und schleiche die Felsrippe weiter entlang auf einen benachbarten Hügel. Plötzlich ein Fehltritt, eine Schieferplatte löst sich und drei oder vier unterschiedliche metallene Töne hallen gedämpft durch die Weite des Tals. Ich verharre wie angewurzelt in meiner Stellung. Als ich endlich weitergehen will, durchdringt ein Schrei von eigentümlich brüchiger Kraft die Nacht. Heiser, fordernd und klagend ist er, ein Bellen und Schreien zugleich. Es ist unverkennbar der Ruf eines Pardelluchses, den er in der ›Ranz‹

genannten Paarungszeit ausstößt. Dreimal noch füllt der Ruf das Tal, dann höre ich ihn noch einmal in der Distanz. Entfernt er sich von hier auf der Suche nach einem Weibchen? Ist es vielleicht sogar die Antwort eines Weibchens auf den Ruf des Kuders, wie der männliche Luchs genannt wird? Oder markiert ein Konkurrent akustisch sein Revier?

Den äußerst seltenen Pardelluchs mit seiner bezaubernden Gesichtszeichnung, eines der schönsten Wildtiere Europas, habe ich bis heute in freier Wildbahn nicht zu Gesicht bekommen. Doch in dieser sternübersäten Märznacht zu hören, dass er wirklich zurückgekehrt ist, und, umgeben von den Gerüchen meiner Kindheit, die Spuren seines Stoffwechsels mit seiner Umwelt zu entdecken und zu verfolgen, hat mich mit einer ungeahnten Lebendigkeit in Berührung gebracht. Diese Lebendigkeit entsteht aus einer Spannung: Etwas an dieser Nichtbegegnung mit dem Luchs war mir zutiefst vertraut, wahrscheinlich das Erlebnis, in der absoluten Konzentration des Beobachtens aufzugehen; etwas blieb mir zugleich völlig fremd, vielleicht die Erfahrung, wie unbeirrbar der Luchs sich entzieht und Luchs bleibt in einer menschengestalteten Welt. Die Anwesenheit dieses Tiers, das meine kindliche Fantasie immer in diese Landschaften hineingedacht hatte und der erwachsene Verstand wieder herausstreichen musste, nährt heute die Hoffnung in mir, dass selbst in den zerstückelten europäischen Kulturlandschaften Teile des Lebensgewebes wieder zusammenwachsen können.





Der Überraschungsjäger Luchs, der früher auch Lupus cervarius (Hirschwolf) genannt wurde, war den Menschen schon seit jeher Inbegriff der Konzentration.